

MAX ZORN

Der
Bastard

THRILLER



Weltbild

Der Bastard

Der Autor

Max Zorn ist das Pseudonym von Ulrich Hefner. Der Polizeibeamte, Journalist und Krimiautor ist Mitglied bei den Polizei-Poeten, beim Syndikat, in der Interessengemeinschaft deutschsprachiger Autoren und beim Deutschen Presse Verband. Mit dem Historienroman »Ein leiser Wind, der Freiheit hieß« legte Ulrich Hefner im Jahr 2001 den Grundstein zu seiner Karriere. Bekannt wurde der Autor durch seine Friesenkrimis um den Hauptkommissar Martin Trevisan. Ulrich Hefner ist verheiratet, hat zwei Kinder und lebt in Lauda-Königshofen.

Max Zorn

Der Bastard

Krimi

Weltbild



Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Copyright © 2019 by Max Zorn

Dieses Werk wurde vermittelt durch die litmedia.agency, Offenburg
Projektleitung und Redaktion: usb bücherbüro, Friedberg/Bay.

Umschlaggestaltung: Johannes Frick, Neusäß

Umschlagmotiv: © Johannes Frick unter Verwendung von Motiven von Shutterstock
(© ThomBal, © nord-reisender) und iStockphoto
(© eugenesergeev, © LoudRedCreative)

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU

ISBN 978-3-96377-422-5

2024 2023 2022 2021

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

... Wo auch immer Sie sind,
Wo auch immer Sie sich verkriechen
Ich werde Sie finden
und ich werde Sie töten. ...

Prolog

Anfang April ... irgendwo im Südosten Polens

Der Bus hatte Verspätung, doch das war ihm egal. Niemand wartete auf ihn, niemand wusste, dass er kam, und niemand würde sich über sein Kommen freuen, am allerwenigsten sein Vater.

Die nasse und schmutzige Straße in dem kleinen Dorf war menschenleer. Aus einem dunklen und wolkenverhangenen Himmel schwebten vereinzelt Schneeflocken der Erde entgegen. Hier und da lagen graue Schneehaufen an den Rändern der Straße, aus denen sich eisige Rinnsale den Weg in den Straßengraben bahnten.

Es war kalt, bitterkalt. Er zog den Kragen seiner Jacke höher und setzte die fellbesetzte Kapuze auf. Sein Weg führte ihn hinaus aus dem von dichten Wäldern umrahmten Dorf. Hier in dieser Gegend, am Fuße der Berge, hielt sich der Winter länger als in den nördlichen Ebenen. Ein frischer, böiger Wind pfiff durch die Straße.

Eine magere rot-braun getigerte Katze kreuzte seinen Weg. Sie zuckte zusammen, als sie das Knirschen seiner Schuhe auf dem harschen Schnee hörte, duckte sich zu Boden und fixierte ihn mit ihren eisblauen Augen, ehe sie aufsprang, behände über die niedere Mauer des benachbarten Grundstücks flüchtete und in einem alten, verfallenen Schuppen verschwand.

Er ließ die grauen Fassaden der alten Häuser mit den

dunklen Fenstern entlang der Straße hinter sich und bog an einer schneebedeckten Kiefer in einen Feldweg ein, auf dem gefrorene Pfützen im schwachen Sonnenlicht glänzten. Er wich der Eisbahn aus und schritt über die angrenzende Wiese, auf der seine Schuhsohlen die groben Riefen seiner Stiefel hinterließen.

Das kleine Anwesen lag mitten im Wald auf einer Lichtung. Früher war es einmal ein Jagdhaus gewesen, in dem der Revierförster mit seiner Familie lebte, doch das war lange her. Weit über zwanzig Jahre. Ein Blitzschlag hatte schon vor längerer Zeit den hinteren Teil des hölzernen Schuppens zum Einsturz gebracht, und noch immer ragten vereinzelt verkohlte Bretter und Balken in die Höhe, notdürftig abgedeckt mit einer schmutzig braunen Plane. Aus dem Schornstein des kleinen Häuschens neben dem auffälligen Schuppen stieg Rauch auf. An dem Jägerzaun, der das Anwesen umgab, fehlte seit Jahren schon die Hälfte der Zaunlatten, und das Haus, in schmutzigem Gelb, hätte längst einen neuen Anstrich gebraucht.

Hier hatte er einen Teil seiner Kindheit verbracht. Einen Teil, den er am liebsten vergessen würde, doch das Vergessen war eine Gabe, die nicht jeder beherrschte, vor allem, wenn schmerzliche Spuren geblieben waren und sich die Erinnerung viel zu tief eingegraben hatte.

Als er die altersschwache und laut quietschende Gartentür öffnete, blickte er sich noch einmal um. Niemand war zu sehen, und nur das Rauschen des Windes in den Wipfeln der Nadelbäume begleitete ihn zur Tür, die angelehnt war. In diesem Teil der Welt traf man selten auf verschlossene Türen, denn in den alten und tristen Häusern gab es nichts, was man

unter Verschluss halten musste. Hier in der Einsamkeit lebten nur noch die Alten. Die Jungen hatten diese Gegend längst verlassen.

Er betrat das Haus, musste sich – groß und stattlich, wie er war – bücken, und ein Sammelsurium von üblen Gerüchen stieg in seine Nase. Moder und Rauch mischten sich mit dem Geruch verdorbener Speisen, durchsetzt von dem beißenden Aroma von Schweiß und dem dumpfen Gestank von Erbrochenem und Exkrementen. Nicht zu vergessen der säuerliche Hauch von Alkohol, der über allem lag.

Der Flur war dunkel und eng. Schwarze Gummistiefel lagen neben einer fellbesetzten braunen Jacke auf dem Boden, daneben grobe Wollsocken. Er stieg darüber und betrat die Küche. Neben der alten Spüle voller schmutzigem Geschirr stand ein Herd, daneben die Anrichte. In der Ecke standen leere Flaschen; einige waren umgefallen und auf dem unebenen Boden unter die Spüle gerollt. Auf dem alten Holztisch gegenüber lag ein verschimmelter Laib Brot, und in dem Topf, aus dem noch ein Löffel ragte, schwamm eine graue Brühe. Der Aschenbecher quoll über. Der Boden war speckig, die trübe nackte Glühbirne, die an Kabeln von der Decke hing, verstreute schwaches Licht.

Angewidert wandte er sich um. Von Potwór keine Spur. Sicherlich war er hier irgendwo, er konnte ihn sogar riechen. Bei dieser Kälte brachten Potwór keine zehn Pferde vor die Tür.

Er verließ die Küche und betrat die gegenüberliegende Stube. Die Möbel waren alt und verschlissen. Neben dem dunkelblauen Ohrensessel vor dem kleinen Fenster waren auf dem in die Jahre gekommenen grünen Teppich dunkelbraune Flecken zu sehen.

Hier hatte sie immer gegessen, das war ihr Platz gewesen, wenn er sie besuchte. Und hier war sie gestorben, das war noch nicht einmal zwei Monate her. Potwór hatte alles so gelassen, wie es gewesen war, als sie noch lebte, er hatte sich um nichts gekümmert. Es roch nach Fäulnis und Tod.

Er überlegte kurz. Wann stirbt ein Mensch, wie viel Blut muss er verlieren, bevor es zu Ende geht? Er schüttelte den Kopf. Er musste raus hier, raus an die frische Luft, diesen schrecklichen Ort verlassen, doch zuvor hatte er noch etwas zu erledigen. Es musste zu Ende gebracht werden. Ihr Tod durfte nicht umsonst gewesen sein. Er wandte sich dem Schrank zu, der hinter der Tür stand. Das Möbelstück stammte aus der Zeit nach dem Krieg, zwei der Türen waren schief, doch die Scharniere hielten. Er warf einen langen Blick in die Vitrine. Die Glasscheibe war blind, dennoch blieb er an dem alten Schwarz-Weiß-Foto haften, das zwischen den Gläsern stand. Wie alt mochte er damals gewesen sein? Vier, fünf, höchstens sechs Jahre. Sie stand neben ihm, hielt seine Hand und lächelte. Gut sah sie aus. Damals war sie eine Schönheit gewesen. Lange blonde Haare, gelockt, schlank, eine aufregende Figur. Nicht zu begreifen, wie es so weit hatte kommen können. Und das Beste an diesem Bild war: Potwór war nicht darauf zu sehen. Nur er und sie.

Einen kurzen Augenblick dachte er daran, das Bild aus dem Schrank zu nehmen und einzustecken, doch er beließ es bei dem Gedanken. Diese Zeit war lange vorbei, und sie hatte ihn verraten. Sie hatte ihn einfach seinem Schicksal überlassen. Immer noch schwankte er zwischen inniger Liebe und abgrundtiefem Hass.

Er wandte den Blick ab und schluckte die Bitterkeit hin-

unter. Schließlich kniete er sich nieder und zog eine der beiden Schubladen auf. Er kramte darin, bis er die Schatulle mit den Briefen fand, die mit einer blauen Schleife zusammengebunden waren. Er nahm den Rucksack vom Rücken, öffnete den Reißverschluss und steckte sie ein.

Als er sich wieder aufrichtete, hörte er das Knacken von Holz. Er fuhr herum und lauschte. Ein leises Schnarchen drang durch den Flur.

Auf dem Tisch vor der Couch stand ein weiterer überfüllter Aschenbecher, daneben ein Feuerzeug. Zigarettenkippen lagen verstreut auf dem Boden unter dem Tisch, und einzelne Brandflecken verunstalteten den Teppich. Potwór hielt nicht viel von Sauberkeit.

Er verließ die Stube und folgte dem gleichmäßigen Geräusch durch den Flur. Vorsichtig und leise öffnete er die Tür zum Schlafzimmer. Dort lag Potwór auf dem verdreckten Bett zwischen Zigarettenkippen und einem Teil seiner schmutzigen Kleider. Sein mächtiger Bauch hob und senkte sich mit dem schnarrenden Geräusch. Er trug lediglich ein beflecktes Unterhemd, eine lange Unterhose mit gelben Flecken am Eingriff und schwarze, gestrickte Strümpfe. Die dunklen, fettigen Haare umrahmten sein Gesicht, und im grauen Vollbart, der ihm bis zur Brust reichte, hingen Brotkrumen. Sein Mund stand offen und zeigte die braunen, von Fäulnis zersetzten Zähne. Es stank entsetzlich nach Urin und Kot.

Vor dem Bett lagen mehrere leere Flaschen, Flaschen ohne Etikett, dennoch kannte er den Inhalt, denn Potwór brannte das Zeug selbst. Kontuschowka, scharfer Kräuterschnaps, weit über sechzig Prozent. Auf der Kommode standen noch

drei gefüllte und verkorkte Flaschen des üblen Gebräus, das schlimmer schmeckte als Benzin.

Er verzog die Mundwinkel und wandte sich ab. Er hatte, was er wollte, und es war Zeit zum Gehen. Der nächste Bus kam in dreißig Minuten, und er hatte nicht vor, auch nur eine Minute länger zu bleiben, als er musste.

Bevor er die Tür erreichte, hörte er ein lautes Grunzen. Potwór hatte die Augen geöffnet.

»Was ... was willst du noch hier, Próznia? Verschwinde!«, nuschelte Potwór betrunken, ehe er sich auf die Seite drehte und einfach weiterschlieft.

Er blieb stehen, lauschte auf das gleichmäßige Schnarchen, das den Raum füllte. Dann atmete er tief ein und ging zur Kommode. Er griff nach einer der Flaschen, entkorkte sie und goss sie auf dem Boden vor dem Bett aus. Die nächste Flasche entleerte er auf das Bett, und mit der dritten Flasche übergoss er den Leib des Schlafenden, der sich kurz schützelte, ehe er sich wieder auf den Rücken drehte und die Augen öffnete.

»Was ... was willst du, Próznia, bist du verrückt geworden?!«, stammelte Potwór. Schon segelte das brennende Feuerzeug durch die Luft und landete neben dem Liegenden im Bett. Mit einem kurzen dumpfen Knall, wie wenn auf einmal alle Luft aus einem Ballon entweicht, entzündete sich der hochprozentige Alkohol. Eine Stichflamme schoss zur Decke empor.

Er verließ das Schlafzimmer und schloss die Tür. Raus aus dem Haus, nach Westen. Ins Dorf kehrte er nicht mehr zurück. Er wusste, wohin er sich wenden musste, um von hier wegzukommen. Er ging am Haus vorbei und tauchte in den

Wald ein. Die Schreie, die aus dem Fenster drangen, als er draußen am Schlafzimmer vorüberging, ließen ihn kalt. Es interessierte ihn nicht. Potwór war für ihn nicht einmal einen weiteren Gedanken wert. Er empfand nichts, nicht das Geringste, noch nicht einmal einen Hauch von Zufriedenheit.

Zwei Stunden würde er brauchen, bis er das nächste Dorf erreichte. Er hoffte darauf, dass es auch dort eine Buslinie gab, sonst musste er sich eben anderweitig helfen, um zurück in die Stadt zu kommen. Morgen früh gegen acht wurde er erwartet, und er durfte auf keinen Fall zu spät zum Treffpunkt kommen, sonst würde er zu lange warten müssen. Und das hatte er auf keinen Fall vor.

INSEL POEL, OSTSEE

Mitte Mai

Er lag bäuchlings unter einem Kirschbaum, und sein Kopf stand in einem seltsamen Winkel zur Seite hin ab. Eine Leiter lag daneben im Gras.

Luisa, die Magd vom Mühlenhof, hatte ihn gefunden. Sie war mit dem Rad nach Fährdorf unterwegs gewesen und hatte die Abkürzung entlang des Plastbachs durch den Wald genommen. Da lag er einfach so da, regungslos und still. Die grüne Gartenfräse mit Anhänger stand nicht weit vom Kirschbaum entfernt. Zuerst hatte sie nur den großen, leuchtend roten Klecks im kniehohen maigrünen Gras gesehen und angehalten. Gerufen hatte sie, bevor sie ihr Fahrrad abstellte und näher kam. Eine Antwort hatte sie nicht erhalten, und als sie nahe genug war, wurde ihr klar, warum ihr der Mann im roten Hemd nicht mehr antwortete. Denn eigentlich war das Hemd hellblau und nicht rot, so wie sie zu Anfang gedacht hatte. Das Gras neben dem seltsam verdrehten Kopf war ebenfalls rot und feucht.

Sie schlug die Hände vors Gesicht. Ihr markerschütternder Schrei hallte durch den Wald und über die Wiesen und ließ Schwärme von Vögeln aufsteigen, bevor sie sich umwandte und zurück zu ihrem Rad rannte. So schnell sie konnte, radelte sie den Waldweg entlang.

Als sie Großströmkendorf erreichte, war sie vollkommen außer Atem und zitterte am ganzen Leib. Vor dem Eingang des ersten Hauses, das sie erreichte, einem Hotel, ließ sie ihr Fahrrad achtlos zu Boden fallen. Sie war weiß wie eine gekalkte Wand, als sie vor der Rezeption stand.

»Luisa, was ... was ist denn los mit dir?«, fragte der junge Hotelangestellte hinter dem Empfangspult.

»Er ... er ist ... er ist tot«, stammelte sie.

Minuten vergingen, bevor sie sich wieder gefangen hatte. Er brachte ihr ein Glas Wasser und hielt ihre Hand, als er sie zu einem der beiden Sessel im Foyer führte. Weitere Hotelangestellte eilten herbei.

»Er ... er ist tot«, wiederholte sie nach einer Weile. Ihre Stimme zitterte noch immer, die fragenden Blicke der Hotelangestellten lasteten auf ihr.

Mit wenigen Worten erklärte sie dem jungen Portier, der ihre Hand hielt, was sie keine zwei Kilometer entfernt auf einem Obstgrundstück am Plastbach entdeckt hatte.

Knapp zehn Minuten später traf ein Rettungswagen der Johanniter am Hotel ein. »Sie hat einen toten Mann gefunden, zwei Kilometer von hier entfernt, am Plastbach«, erklärte der Portier dem Sanitäter, der sich Luisas annahm und ihren rasenden Puls fühlte.

»Einen Toten?«, wiederholte der Sanitäter ungläubig.

»Ja, genau«, bestätigte der Portier. »Sie sagt, der Mann ist blutüberströmt und eine Leiter liegt neben ihm.«

»Wo genau liegt er?«

»Auf einem Grundstück voller Obstbäume. Sie müssen nur dem Waldweg nach Alt Farpen folgen. Immer am Bach entlang. Es ist nicht zu verfehlen, dort steht ein Traktor oder so etwas Ähnliches auf der Wiese.«

Der Sanitäter nickte. »Ich rufe Verstärkung«, erklärte er und richtete sich auf. »Kümmern Sie sich bitte um die Frau, bis unsere Kollegen hier eintreffen. Sie steht unter Schock, wir müssen ihre Beine hoch lagern. Wir fahren inzwischen zu

dem Mann auf der Obstwiese. Der zweite Rettungswagen ist in ein paar Minuten hier.«

Der Portier warf dem Sanitäter einen fragenden Blick zu. »Aber ...«

»Bleiben Sie bei ihr und kümmern Sie sich um sie, die Kollegen sind gleich hier«, bekräftigte der Sanitäter, ehe er mit seiner Kollegin aus dem Hotel stürmte.

*

Oberkommissar Modrow fluchte, als er mit dem Dienstwagen durch ein tiefes Schlagloch fuhr und der Wagen ordentlich durchgeschüttelt wurde.

»Hoffentlich ist es nicht mehr weit«, murmelte er.

Seine Beifahrerin, eine junge Praktikantin direkt von der Polizeischule, hielt sich krampfhaft an der Halteschleufe über dem Beifahrersitz fest.

»Verdammt!«

Ein erneuter Fluch kam über seine Lippen, als er einen morschen Ast überfuhr, der mitten auf dem Weg lag. Seine Beifahrerin erschrak und stieß einen spitzen Schrei aus.

Modrow lächelte.

»Tja, so ist das eben, wenn man einen Einsatz fährt«, brummte er und warf ihr einen kurzen Blick zu. Die Tachonadel stand bei siebzig, und der Weg durch den Wald Richtung Alt Farpen wurde immer schlechter. Er hatte längst wieder ihren Namen vergessen, und es kümmerte ihn auch nicht weiter. Diese jungen, blassen Dinger, die nach dem Abi direkt von der Schulbank auf die Polizeischule kamen und noch nicht einmal ein Jahr später draußen im wirklichen Leben erste prak-

tische Erfahrungen sammeln sollten, waren ihm zuwider. Sieben Jahre war er damals Streife gefahren, bevor er nach einer Prüfung zum Kriminaldienst wechseln durfte, aber heute reichte es, wenn man ein Abitur in der Tasche hatte und die dreitausend Meter innerhalb von zweiundzwanzig Minuten rannte.

»Vorsicht, gleich holpert es noch einmal!«, warnte er sie, als nach einer Doppelkurve erneut ein Schlagloch auftauchte. Noch einmal schaute er zu ihr herüber. Sie wirkte etwas blass um die Nase.

Die Baumreihen wurden lichter, und der Weg führte leicht bergab, bevor erneut eine Kurve ins Blickfeld kam. Er bremste den Wagen ab, durchfuhr die Kurve und beschleunigte. Vor ihm tat sich eine weitläufige Lichtung auf; ein Krankenwagen mit blitzenden Blaulichtern stand mitten auf dem Weg und knapp daneben der orangefarbene Notarztwagen.

Modrow stoppte den Passat direkt dahinter. Er stellte den Motor ab, löste den Gurt und stieg aus. Bevor er die Wagentür schloss, nahm er sein Diktiergerät von der Mittelkonsole und aktivierte es.

»Uhrzeit, 12.24 Uhr, Himmel bedeckt, warm, kein Regen«, diktierte er in knappen Worten, ehe er sich seiner jungen Kollegin zuwandte. »Also dann, sehen wir uns die Sache mal an.«

Neben dem Notarztwagen war ein Sanitäter mit Schreibarbeiten beschäftigt. Modrow trat an seine Seite und zeigte seine Kripomärke. »Schöne Scheiße, muss sich der Opa ausgerechnet einen Freitag aussuchen, um vom Baum zu fallen«, bemerkte er zynisch.

Der Sanitäter blickte kurz auf, ehe er mit seinen Eintra-

gungen fortfuhr. »Vom Baum gefallen ist der nicht, der hat einen Schnitt durch die Kehle«, bemerkte er beiläufig und zeigte mit dem Ende des Kugelschreibers von der linken Halsseite zur rechten.

»Das ... das hat mir keiner gesagt«, stammelte Modrow entgeistert. »Ein Arbeitsunfall, hieß es.«

Der Sanitäter wies in Richtung der Leiche, vor der noch immer der Notarzt kniete. Zwei weitere Sanitäter assistierten ihm. »Reden Sie mit dem Doktor, solange er noch hier ist.«

Modrow wandte sich seiner jungen Kollegin zu, die angesichts seines Fahrstils noch immer um Fassung rang. »Ruf die Dienststelle, sag denen, dass wir hier ein Tötungsdelikt haben, wir brauchen Verstärkung und die sollen die Spurensicherung schicken«, rief er ihr hastig zu, bevor er sich zur Leiche begab.

Der Notarzt, ein junger Mann mit pechschwarzem Haar erhob sich, als ihn Modrow erreichte.

»Kripo Wismar, Oberkommissar Modrow. Was haben wir?« Er war ein klein wenig außer Atem.

Der Notarzt wies auf den Leichnam und den blutbesudelten Boden. »Ein älterer Mann, Mitte sechzig, würde ich sagen. Todesursache eindeutig, ein Schnitt durch den Cervix, mit Transection von Sternocleidomastoid und Levator, dadurch wurden auch die Arteria Carotis und die Vena jugularis durchtrennt. Der Schnitt ist sehr tief und wurde mit großer Kraftanstrengung ausgeführt.«

»Das heißt, man hat ihm die Kehle aufgeschnitten?«, fragte Modrow noch einmal zum besseren Verständnis.

»Den Hals, besser gesagt, die Halsmuskulatur«, verbesserte ihn der Arzt.

Modrow atmete tief ein. »Wie lange, schätzen Sie, ist das her?«

Der Arzt blickte auf den Leichnam. »Nicht sehr lange, drei oder vier Stunden vielleicht, aber das kann Ihnen die Rechtsmedizin dann genauer sagen. Wenn Sie noch etwas wissen wollen, sie finden mich im Hansa Klinikum. Ich müsste jetzt abrücken, mein Fahrer hat den Bericht schon fertig.«

»Ach so, ja, klar! Kein Problem, ist ja auch eher ein Fall für uns.«

Die junge Kollegin kam herbei. »Und, hast du die Dienststelle erreicht?«, raunzte sie Modrow an.

»Sie schicken jemand«, bestätigte die junge Frau. Ihr Blick haftete an der Leiche wie ein Magnet.

Der Notarzt war im Begriff zu gehen. »Einen Moment noch«, rief ihm Modrow nach. »Hatte er Papiere bei sich?«

Der Notarzt schüttelte den Kopf. »Nein, hatte er nicht, aber es soll sich um einen gewissen Rudolf Sydlow handeln, aus Kirchdorf auf Poel. Er betreibt dort eine Metzgerei.«

»Woher wissen Sie das?«, fragte Modrow verdutzt.

»Mein Fahrer kennt ... besser gesagt, kannte ihn.«

Einer der Sanitäter übergab ihm den Kurzbericht, ehe er seinem Kollegen und dem Notarzt zu den Wagen folgte.

»Also dann, schauen wir mal, ob wir in seiner Karre etwas finden«, beschloss Modrow und wandte sich dem Einachser zu, der an der Zufahrt zu dem Wiesengrundstück stand. Er warf seiner jungen Kollegin einen fragenden Blick zu, die wie angewurzelt vor der Leiche stand. Ihre Haut schien noch ein klein wenig heller als zuvor.

»Komm mit!«, forderte er sie auf. Sie trat einen Schritt zur Seite und beugte sie nach vorne, bevor sie ihr gesamtes Frühstück im halbhohen Gras neben der Leiche versprühte.

»Scheiße«, fluchte Modrow. »Jetzt gibt es hier bald überhaupt keine Spuren mehr. Das meiste haben die Sanis schon zertrampelt, und jetzt kotzt du auch noch neben die Leiche! Bringen die euch eigentlich gar nichts bei?«

*

Erster Kriminalhauptkommissar Ralf Willig, Leiter des Kriminalkommissariats Wismar, stand am Ufer des Kirchsees und blickte nachdenklich hinaus auf das grünlich schimmernde Wasser.

Ein paar Radfahrer hatten den Toten gefunden, auf dem Weg von Brandenhusen zum Weitendorfer Hof. Zuerst war ihnen das kleine weiße Ruderboot aufgefallen, das unweit des Ufers im Kirchsee dümpelte. Als sie näher gekommen waren, hatten sie am Ufer die Leiche entdeckt. Eine riesige Blutlache besudelte den Sand. Man hatte dem Mann die Kehle durchgeschnitten und ihn dann einfach am Ufer liegen gelassen. Ein grausamer Mord, mitten in der Idylle.

Er hieß Hans Jürgen Pohl, war dreiundsechzig Jahre alt geworden und betrieb die Inselbäckerei in Kirchdorf. Ab und zu, wenn er frei hatte, fuhr er mit seinem Ruderboot hinaus, um die Angel im Kirchsee auszuwerfen. Und seit einiger Zeit hatte er frei, denn das Geschäft hatte er längst seinem Sohn übergeben. Ab und zu war er noch frühmorgens in der Backstube anzutreffen, doch heute leider nicht. Heute lag er mit durchtrenntem Hals auf dem Rücken im Sand und starrte mit leblosen Augen in den bedeckten Himmel.

Die Kolleginnen und Kollegen der Spurensicherung in ihren weißen Papieranzügen waren damit beschäftigt, das nä-

here Umfeld nach Spuren abzusuchen. Ein blauweißes Absperrband flatterte im Wind.

Hauptkommissarin Vicki Sauter gesellte sich an die Seite ihres Chefs. »Er dürfte fünf bis sieben Stunden tot sein, meint der Rechtsmediziner«, sagte sie und riss Willig aus seinen Gedanken.

»Wie kommt er darauf?«

»Wegen der Körpertemperatur der Leiche. Heute ist ein milder und trockener Tag, da wirken sich die äußeren Einflüsse nicht so dramatisch aus.«

Willig warf einen Blick auf seine Armbanduhr. »Also zwischen fünf und sieben.«

»Eher gegen fünf würde ich sagen, um sechs ist es ja schon taghell«, bemerkte Vicki Sauter.

Nachdenklich musterte Willig die Umgebung. Die leichten Wellen des Kirchsees brachen sich am Ufer, ein Plätschern erfüllte die Luft. »Wo treibt sich eigentlich Modrow herum?«, fragte Willig. »Der müsste doch schon längst hier sein!«

Vicki Sauter zuckte mit der Schulter. »Der ist mit der Praktikantin zu einem Arbeitsunfall bei Alt Farpen gefahren.«

Willig warf seiner Kollegin einen fragenden Blick zu.

»Der kam rein, als ihr bereits unterwegs wart«, erklärte sie.

Willig winkte ab. »Das hätte doch auch die Streife machen können, wir brauchen hier jeden Mann. Wir müssen hier alles absuchen und die Leute befragen, es muss doch jemand was gesehen haben, schließlich sind Ferien, und eine ganze Menge Urlauber sind hier auf der Insel unterwegs.«

Willig wandte sich um. Oben an der schmalen Straße waren Sichtschutzwände aufgebaut. Die Kollegen von der Strei-

fenpolizei hatten alle Hände voll zu tun, um die Schaulustigen zurückzuhalten. Die Frühjahrssaison hatte bereits begonnen, und die ersten Urlauber bevölkerten die Inseln und Strände. Handys und Fotoapparate durften dabei natürlich nicht fehlen. Willig schüttelte angesichts der ungezügelten Sensationsgier einiger Unbelehrbarer, die das Leid und den Schmerz in erster Reihe und in Farbe festhalten wollten, nur noch den Kopf.

Er hüstelte, griff in seine Jackentasche und zog ein Pfefferminzbonbon hervor. Noch vor drei Wochen war es stürmisch und bitterkalt hier oben an der Küste gewesen, doch die Frühjahrs Sonne gewann immer mehr an Kraft und ließ bei mäßigem Wind das Thermometer über zwanzig Grad steigen. Seinen hartnäckigen Husten wurde er trotzdem nicht so schnell los.

Der Chef der Spurensicherung stand vor dem weißen VW-Bus der Einheit und winkte Willig zu.

»Was will der Klugscheißer jetzt schon wieder?«, seufzte er.

»Wer?«

»Brunner!«

Willig war kein ausgesprochener Freund des sportlichen und hageren Mannes, der ein asketisches Leben führte und bekennder, ja fast schon missionarisch veranlagter Veganer war, in seiner Freizeit Marathon lief, als Triathlet einen guten Namen hatte und aus alledem auch keinen Hehl machte. Ganz im Gegensatz zu Willig, dessen Bauchansatz seine Hemden inzwischen deutlich nach vorne wölbte, der gutes Essen und Trinken schätzte und dessen sportliches Engagement sich auf den Besuch des Hansa-Stadions am Wochenende beschränkte. Richtig über Kreuz waren sie aber gekom-

men, nachdem Brunner nach einem einjährigen Auslandsstudium im Trainingszentrum des FBI aus Quantico zurückgekehrt war und gleich am ersten Tag damit begann, die neu erworbenen Weisheiten in seiner Abteilung umzusetzen. Was Willig überhaupt nicht schmeckte.

Erst nach einem Gespräch beim Polizeipräsidenten glätteten sich die Wogen, nachdem man sich darauf geeinigt hatte, dass zumindest die Zusammenarbeit zwischen den Ermittlern und der Spurensicherung nicht unter dem Disput leiden dürfe. Der Burgfrieden wurde zwar ab und an durch kleine Scharmützel gestört, hielt jedoch weitestgehend, denn Wismar war nicht gerade der ausgesprochene Brennpunkt des Verbrechens in Deutschland. Der letzte echte Mordfall hier in der Gegend – ein LKW-Fahrer hatte seine untreue Ehefrau in flagranti erwischt und in der Nacht im Schlaf mit dem Kopfkissen erstickt – lag nun schon mehr als drei Monate zurück, und Beziehungstaten waren meist überschaubar und voller erfolgversprechender Ansatzpunkte für die Ermittler. Hoffentlich, so dachte Willig, als er sich seinem Widersacher näherte, war auch dieses Tötungsdelikt eine Beziehungstat und schnell zu lösen, denn am Samstag stand ein Derby auf dem Programm, und er hatte sich einen Platz im Bus gesichert, wenn die Hansa ins Erzgebirge nach Chemnitz reiste.

»Hast du was für mich?«, fragte er grußlos, als er den ungeliebten Kollegen erreicht hatte, der gerade die Heckklappe des Bullis schloss.

»Wir rücken jetzt ab und fahren an den zweiten Tatort zu Modrow. Den Rest erkläre ich dir heute Abend beim Briefing«, entgegnete Brunner. »Wir sehen uns dann dort.«

Willig war irritiert. Was meinte Brunner mit zweitem Tatort? Laut fragen wollte er nicht, er nickte nur und wartete, bis Brunner mit seinen Männern abrückte. Schließlich rief er Vicki Sauter herbei.

»Er faselt was von einem zweiten Tatort«, fragte er seine Kollegin. »Wohin will er?«

»Zu Modrow.«

»Ich dachte, der ist bei einem Arbeitsunfall.«

Vicki Sauter schüttelte den Kopf. »Da liegst du falsch. Modrows Leiche wurde ebenfalls der Hals durchgeschnitten.«

Willig atmete tief ein. »Und warum sagt mir das keiner?«, brummte er.

»Du solltest vielleicht ab und zu einen Blick auf dein Handy werfen. Modrow hat dir eine SMS geschickt.«

Erzürnt schüttelte Willig den Kopf. »Verdammt Handys, SMS, so ein Blödsinn. Ich will, dass wir miteinander sprechen, wann geht das endlich in eure Köpfe?«

Ostseeküste bei Kühlungsborn

»Ich schätze in erster Linie die Seeluft, dieses herrliche Wasser und die Ruhe, die hier herrscht«, sagte die Frau mit der roten Sonnenbrille in das Mikro des kleinen Aufnahmegerätes.

»Woher kommen Sie, wenn ich fragen darf?«

»Ich komme aus Bad Kissingen, das liegt im Norden Bayerns, wir sind jedes Jahr hier«, verkündete die Frau stolz.

Pia Stein schaltete das Aufnahmegerät ab und bedankte sich mit einem Lächeln. Sie warf einen Blick auf ihre Armbanduhr. Es war kurz vor ein Uhr, Zeit zum Essen, ihr Magen knurrte gewaltig.

Sie hasste diese Arbeit. Interview mit den frühen Feriengästen für das *Ostseemagazin*, eine einzige Werbeveranstaltung für die Printmedien und die Online-Ausgabe des *Rostocker Morgens*, einer der Tageszeitungen hier an der Küste bis hinauf nach Rügen und hinüber nach Greifswald. Eine Aufgabe, die sie weit unterforderte. Schließlich war sie Journalistin geworden, um zu recherchieren, um wahre Geschichten zu finden, Hintergründe aufzudecken und investigativ zu arbeiten. Doch dieses Ideal war ein Zerrbild. Die neuen Medien setzten der Tagespresse immer mehr zu; Hobbyschreiber bloggten und chatteten inzwischen auf der ganzen Welt um die Wette, deckten vermeintliche Skandale auf, veröffentlichten Hörensagen und Gerüchte, ganz egal wie gesichert ihre Erkenntnisse waren. Das hatte mit den Grundsätzen des ech-

ten Journalismus überhaupt nichts zu tun. Wer überleben wollte, musste mit den Wölfen heulen, wollte er nicht vom Auflagen- und Anzeigenrückgang aufgefressen werden.

Pia leitete das Regionalbüro der RMZ in Wismar, war hier an der Küste geboren und aufgewachsen und hatte ihr Handwerk von der Pike auf gelernt. Die *Zeit*, das *Focus-Magazin* und die *Berliner Zeitung* tauchten in ihrer Vita auf, doch die große weite Welt war nicht ihr Ding. Sie war froh über die Festanstellung bei der RMZ, für die sie seit drei Jahren arbeitete, auch wenn ein Traumjob vielleicht ein bisschen anders aussah.

Eigentlich hätte sie sich den Weg hier herauf an die Küste sparen können, denn die Antworten der Interviewpartner waren immer dieselben, nur die Bilder der Interviewten waren andere, schließlich wurde das Magazin überall entlang der Küste aufgelegt und die Menschen wollten sich wiedererkennen. Ein Stück Authentizität, die selbstredend auch zu den Grundsätzen eines guten Journalismus gehörte.

Auf dem Parkplatz angekommen, verstaute sie ihren Fotoapparat und ihr Aufnahmegerät im Kofferraum ihres Astras, bevor sie einstieg und Kühlungsborn in Richtung Castorf verließ. Sie fuhr über die L 12 zurück nach Süden.

Pia war eine resolute und unabhängige junge Frau, die mitten im Leben stand. Derzeit war sie solo und hatte sich nach zwei Enttäuschungen mit dem Single-Leben angefreundet. Allein war sie dennoch nicht: Sina, ihre schwarze Katze, wartete in ihrer Wohnung in Großströmkendorf auf sie. Und inzwischen gehörten zwar solche Unternehmungen wie am heutigen Tag allzu oft zu ihrem Arbeitsalltag, auf der anderen Seite konnte sie sich ihren Job und ihren

Tag frei einteilen und musste niemanden um Erlaubnis fragen. Das heißt, fast niemanden, denn einen Mann gab es, der zuweilen auch bei ihr den Ton angab: ihr Chefredakteur Albert Scheu. Aber der saß in der Zentrale der Zeitung in Rostock, sodass sie ihn nur selten zu Gesicht bekam. Eigentlich war ihr das ganz recht.

In Bastorf kehrte sie auf dem Gutshof ein. Das Restaurant war gut besucht, doch sie fand noch einen Platz in einer Ecke. Sie bestellte Schollenfilet mit Bratkartoffeln und dazu einen leichten Weißwein.

Der Gutshof war hier in der Ecke bestens bekannt und bei den Touristen beliebt. Man verarbeitete im Restaurant Produkte aus der Region und aus eigener Herstellung. Die Bedienung war im Stress, sodass ihre Bestellung ein klein wenig dauerte. Während sie aß, es war schon kurz vor zwei, leerte sich das Restaurant zunehmend. Zeit für Johanna Pleuger, Seniorchefin hier auf dem Hof und eine gute Bekannte ihrer Mutter, sich an ihrer Seite niederzulassen.

»Na, Pia, was treibt dich heute zu uns?«, seufzte sie und stellte ihr Glas Wasser auf dem Tisch ab.

»Interviews mit Feriengästen, nichts Aufregendes«, erklärte Pia. »Ich war in Heiligendamm und anschließend in Kühlungsborn und dachte mir, ich komme zum Mittagessen auf den Hof. Allerdings rechnete ich nicht mit so viel Betrieb.«

»Tja, die Ferienzeit geht immer früher los. Es wird zunehmend wärmer hier. Aber das ist ja ganz gut so, es war ein langer Winter. Wie geht es deiner Mutter?«

Pia lächelte. »Gestern ging es ihr noch gut.«

»Sie war schon lange nicht mehr hier.«

»Sie sucht nach einem Partner für die Praxis. Sie will kürzer treten, aber Zahnärzte wachsen eben nicht auf den Bäumen, und nur wenige wollen aufs Land.«

Johanna Pleuger griff nach ihrem Glas und trank einen Schluck. »Ja, es wird auch Zeit. Ich denke auch seit drei Jahren darüber nach, etwas kürzer zu treten und das Geschäft den Kindern zu überlassen.«

»Und warum tust du es nicht?«

Johanna Pleuger zuckte mit der Schulter. »Du weißt doch, wie es ist.«

Pia trank ihr Weinglas leer.

»Noch einen?«

Pia schüttelte den Kopf. »Nein, ich muss zurück ins Büro. Schreiben, die Fotos ordnen und abgeben. Morgen soll es in Druck, damit die Feriengäste wissen, was sie hier erwartet und wo sie ihr Geld ausgeben können.«

Johanna Pleuger lächelte. »Also gut, du bist selbstredend eingeladen. Aber sag mal, weshalb bist du nicht auf Poel, du bist doch immer noch bei der Zeitung in Wismar.«

»Auf Poel, wieso das denn?«

Johanna Pleuger runzelte die Stirn. »Na, wegen des Toten«, sagte sie.

»Welcher Tote denn?«

»Du hast noch nichts davon gehört?«, fragte Johanna Pleuger ungläubig.

Pia schüttelte den Kopf.

»Und ich dachte, du bist bei der Presse! Die wissen doch meist mehr als die normalen Menschen.«

»Ist das so?«

»Dachte ich zumindest. Dann hast du noch gar nicht ge-

hört, dass die den Pohl am Kirchsee tot aufgefunden haben. Soll umgebracht worden sein, sagen die Leute.«

»Woher weißt du das?«

Johanna Pleuger wies in das Lokal. »Die Leute reden eben, wenn sie essen gehen. Er soll geköpft worden sein.«

»Pohl vom Herrenhof?«

»Nein, der Pohl von der Inselbäckerei, der Hans. War wohl beim Angeln. Die Polizei hat noch keine Spur, aber ich hoffe, die kriegen den Kerl schnell. Wenn hier ein Mörder frei herumläuft, ist das keine gute Werbung für Ferien an der Ostsee.«

Pia hatte es plötzlich eilig. Sie bedankte sich bei der Gastwirtin und verließ das Lokal. Vor ihrem Wagen blieb sie stehen und rief über Handy die Redaktion an. Albert Scheu, der Chefredakteur, meldete sich nach längerem Klingeln.

»Ich bin hier bei Bastorf und muss in einem Restaurant erfahren, dass es einen Toten auf Poel gibt«, beschwerte sie sich bei ihrem Chef. »Was ist da passiert und weshalb habt ihr mich nicht angerufen?«

»Jetzt komm mal runter«, entgegnete Scheu gelassen. »Du hast doch deinen Auftrag und die Reportage muss morgen raus, die wollen in Druck gehen.«

»Pah, in Druck, ich dachte, ich leite das Büro Wismar«, antwortete Pia bissig. »Poel liegt in meiner Zuständigkeit.«

Einen Augenblick lang herrschte Schweigen.

»Wen habt ihr geschickt?«

»Schleicher ist auf dem Weg.«

»Schleicher? Wieso Schleicher, der kennt sich hier doch gar nicht aus!«

»Das musst du schon mir überlassen«, erklärte Scheu ernst. »Hast du die Reportage fertig?«